

Fischersbrunn, Tsauchabdelta und Walfriedhof

Die Ausfahrt aus der Dünenlandschaft in das Einzugsgebiet von Fischersbrunn ist gewaltig. Endlos schweift mein Blick über das Meer, auf dem sich glitzern die untergehende Sonne spiegelt. Das ehemalige Delta des Tsauchab ist schon von Weitem zusehen. Der Fluss ist vom Sossusvlei kommend früher hier in das Meer gemündet. Er macht das heute auch noch, aber unterirdisch, denn hohe Dünenberge haben den oberirdischen Lauf des Tsauchab von Sossusvlei zum Meer nach und nach versperrt. Nur 40 Kilometer Luftlinie ist der Touristenmagnet Sossusvlei von hier entfernt. Was heute an Wasser unterirdisch ankommt, reicht aus, dass Gräser und Büsche wachsen. Fischreichtum ist vorhanden und eine widerstandsfähige und auch sesshafte Tierwelt hat sich etablieren können. Das grüne Delta, welches der unterirdische Tsauchab am Leben erhält, ist von einer erstaunlichen Breite und Lebensgrundlage für braune Hyänen, Schakale, Gemsböcke und Vögel. In flotter Fahrt geht es bei Sonnenuntergang am Strand weiter bis Fischersbrunn. Dieser Platz wird von Fischern aus Oranjemund gepflegt und hat den Vorzug, dass es reichlich Wasser für eine ausgiebige Dusche gibt. Das Duschwasser für alle wird täglich in Blechkanistern am Lagerfeuer heiß gemacht. Ich genieße diese verschwenderische Dusche, nach den letzten Tagen der Wassersparduschen, in vollen Zügen.

Für die wilden Tiere ist eine Tränke errichtet worden und mit ein bisschen Glück kann man hier die braunen Hyänen sehen. Schon wieder sind Schakale da. Sie sind die Saubermänner; alles was an Fressbarem zurückbleibt, räumen sie auf. Das Meer ist zu weit weg, um es rauschen wahrzunehmen, außer meinem Atem kann ich nur die Stimme der Stille in der Wüste hören.

Am Morgen hängt wieder der Küstennebel über dem Land, es ist kalt. Der Brunnen in Fischersbrunn versorgte mittels Pipeline die Diamantendörfer entlang der Küste. Die Reste der Wasserleitungsrohre verrotten im Sand. Die Sonne müht sich, durch die Nebelschleier zu kommen, aber es bleibt mystisch trübe. Unzählige Walknochen liegen am Ufer verstreut. Auf der kleinen Insel Hollandbirdisland haben die Walfänger früher die Wale zerlegt. Die Gerippe wurden nach und nach bei hohem Seegang an die Küste gespült. Die Knochen sind von der Witterung arg zugerichtet und der neblige Tag lässt den Walfriedhof sehr düster erscheinen. Der Southern Right Wal wurde hier gejagt, diesen Namen hat er von seinen Jägern bekommen. Dieser Großsäuger geht nach der Tötung nicht unter, sondern bleibt auf dem Wasser greifbar liegen. Daher war er für die Walfänger im Süden der

richtige Wal, also Southern Right Wal. Reste eines toten angetriebenen Wales liegen am Strand. Ohne jeden Glanz hängt die graue faltige Haut über den Rippen, ein übler Verwesungsgeruch geht von dem Koloss aus und trifft hart auf meine Geruchsnerven. Während ich schnell wieder weiter will nach Meobbay, verziehen sich zwei gut genährte Schakale mit kugelförmigen Bäuchen nur ganz langsam.

Schiffbruch und Diamanten in der Wüste

Die weitläufige Bucht Meobbay diente den Versorgungsschiffen als Ankerplatz. Die Waren wurden in Landungsbooten zum Ufer gebracht. Diese großen Holzboote kamen 1886 aus Westafrika und wurden von liberianischen Seemännern gesteuert. Das Dorf Meobbay lag fünf Kilometer zurück versetzt im Landesinneren. Die Diamanten, die hier gefunden wurden, waren sehr klein. Sie zu schürfen war aufwendig und der Ertrag nicht gewaltig. Dennoch wurde eine Bäckerei errichtet und eine Polizeistation. Zwischen 1901 und 1921 lebten bis zu 1.000 Menschen hier, anfangs vorwiegend männlichen Geschlechts. Diese Situation stellte sich in allen Diamantendörfern gleich dar, wie in Lüderitz mangelte es auch hier an Frauen. Major Theodor Leutwein, der Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika, fand es aus ethnologischer Sicht wichtig, Frauen deutscher Abstammung in die junge Kolonie zu locken. So wurden 1898 in deutschen Tageszeitungen kostenlose Schiffspassagen für Frauen angeboten. Dazu erhielten die Frauen die Aussicht auf einen sicheren Arbeitsplatz in der aufstrebenden Kolonie. Viele mutige Frauen machten sich auf den Weg, um dem Liebsten zu folgen, der schon als Pionier in die verheißungsvolle Welt vorausgezogen war. Oder sie kamen mit der Erwartung in der Tasche, einen Arbeitsplatz als Krankenschwester, Haushälterin, Verkäuferin, Bardame, Näherin oder gar Lehrerin zu bekommen. Es war die großartige, diamantendurchleuchtete Zeit von Deutsch-Südwestafrika. Das Leuchten strahlte bis nach Deutschland. Denn die Frauen kamen tatsächlich in die unwirtlichen Gegenden der Wüste Namib, auf der Suche nach einem neuen Zuhause, nach Glück, wirtschaftlichem Erfolg oder Liebe. Bleibt zu hoffen, dass diese mutigen Frauen das fanden, was sie sich vorgestellt haben.

Unzählige Schiffe sanken an der afrikanischen Atlantikküste. Wie viele Menschen bei diesen Schiffskatastrophen ums Leben kamen, ist nicht bekannt. Die Namibianische Skelettküste trägt diesen vielsagenden Namen aus mehreren Gründen. Zum einen ragen die Überreste der Schiffswracks wie Skelette aus der kargen Landschaft in den Himmel. Zum anderen ließ

das unwirtliche Hinterland der Wüste Namib den Schiffbrüchigen keine große Chance. Die Menschen verhungerten und verdursteten, im Angesicht des gewaltigen Meeres oder bei der hoffnungsvollen Wanderung auf der Suche nach Hilfe in das Landesinnere, das aber nur unwirtliche Wüste war.



Kurzer Stopp im Tsauchabgebiet

Der flache, weite und vegetationslose Strand wurde von den Schiffsführern oft sehr spät wahrgenommen, Radargeräte gab es damals noch nicht. Daher wurden hölzerne Masten gesetzt, die wie Fingerzeige in der flachen menschenleeren Landschaft in den Himmel ragen. Am Ufer liegt haufenweise Strandgut herum, das über Bord gegangen ist. Neben Bojen und Zivilisationsmüll verbergen sich aber auch alte Münzen im Sand. Das sind Überbleibsel der gesunkenen Schiffe vor dieser Küste. Ob das nun ein Märchen von Wittes ist, um mich wieder ein bisschen auf den Arm zu nehmen, oder Tatsache, bleibt sein Geheimnis. Unzählige Male bücke ich mich, bis mir der Rücken schmerzt. Aber ich hebe nur Muscheln und Steinchen auf. Mit Glück finde ich einige versteinerte Muscheln. Sie sind ein hübsches Erinnerungsstück an die Zeit der Dinosaurier.

1533 versank das portugiesische Handelschiff „Bom Jesus“ auf dem Seeweg nach Indien. Der Kapitän, Dom Francisco Noronha, hatte 250 Menschen an Bord und wertvolle Fracht. Das Schiff sank auf der Vermögen

versprechenden Fahrt in den Orient in einem schweren Gewitter vor dem Sperrgebiet 1, in der Nähe von Oranjemund. Der Doppelsinn dabei: der unscheinbare Sand, der den Kiel der mit kostbarer Fracht beladenen Bom Jesus aus dem Wasser hob, war von hochkarätigen Diamanten durchdrungen.

Oranjemund war schon längst unter der Kontrolle von Namdeb, als Robert Burrell, Geologe der Gesellschaft Namdeb, am 1. April 2008 eine Halbgossenkugel aus Kupfer mit dem Wappen der Fugger fand, das war kein Aprilscherz. Dieser Schatz, den Burrell entdeckte, war ein archäologischer Traum. Das Wrack der „Bom Jesus“ barg neben anderem auch Kanonen, Schwerter, Elfenbein, 20 Tonnen Kupfer und sage und schreibe 2.159 Münzen. Das ist gerade mal zwei Jahre her und unter dem Aspekt denke ich mir, lohnt es sich immer, die Augen offen zu halten.

Die Küste bleibt zurück und nach wenigen Fahrminuten landen wir auf dem Mond. Nur wenige Kilometer vom Ufer entfernt ist die Gegend völlig anders und gleicht einer farbigen Mondlandschaft. Eine fabelhafte Mischung aus Kolorierungen und Formen, wie sie unterschiedlicher nicht sein kann. Das Runde trifft sich mit dem Spitzigen und das Helle mit dem Dunklen. Ein aufregender Kontrast nach der weichen abgerundeten Dünenwelt. Schwarze Pfannen sind gerahmt von roten Wanderdünen. Weißer, dunkler und roter Sand häuft sich da und dort um helle Quarz- und dunkle Basaltgesteine, die vom Wind aalglatt poliert sind. Andere Gesteine stehen drohend wie scharfe Zähne aus dem weichen Sand und sind scharf zugespitzt. All das mischt sich zu einer bizarren Szenerie, die erdfremd ist. Der Luftdruck in den Reifen muss erhöht werden, denn die spitzen Steine könnten die Karosse verletzen. Währenddessen legt Festus einen Schriftzug mit weißem Quarz auf schwarzen Sand. Ich helfe ihm dabei und frage den wenig gesprächigen Mann: „Warum machst du das und wer ist das?“ Er lächelt mich an und antwortet: „Es ist für Katanga, ein Freund, mit dem ich hier auch fahre. Er wird sich freuen, dass hier jemand an ihn gedacht hat.“

Grillenberger und ein Friedhof in der Wüste

Vieles verändert sich hier nicht, obwohl der Sand ständig fliegt, das eine zudeckt, während er anderes aufdeckt, fortträgt oder herträgt. Eine eigenartige Welt, völlig bestimmt von den Launen, aber auch Gesetzmäßigkeiten der Natur. Wäre ich nicht schon hier gewesen, würde es mir gar nicht so auffallen. Es ist mir alles so vertraut, während ich durch die Gerätschaften bei Grillenberger streife. Ich berühre Dinge, die ich vor wenigen Monaten

schon berührt habe. Die rostigen Hufeisen in den Resten der Stallung und die klapprigen Bettgestelle in den Wohnhütten. Verblichene Ochenschädel ragen noch aus dem Sand und Hunderte grüne Einliter-Glasflaschen sind weit umher verstreut. Niemand hat menschliche Ordnung gemacht. Geräte, deren Zweck ich mir beim besten Willen nicht vorstellen kann, dominieren die sehenswerten Anlagen aus der Diamantenzzeit. Die ungestörte und eigenwillige Ordnung der Natur ist voller Harmonie. Alles in diesem gigantischen Freilichtmuseum wirkt unverändert, unberührt und genauso fragwürdig wie vor einigen Monaten. Es ist nicht viel passiert, eigentlich nichts. Ein wenig mehr Sand hier, etwas weniger Sand dort. Was trieb Menschen zu diesem Kraftakt, sich in die lebensfeindliche Atmosphäre der Wüste zu begeben? Verzweiflung, Hoffnung auf Reichtum im Blendwerk der damaligen Zeit? Ich komme auch heute nicht weiter mit meinen Überlegungen als vor einigen Monaten und staune einfach wieder über die Schaffenskraft des Menschen, egal welche Motive ihr zugrunde liegen. Was nährt die Bereitschaft, bis zum Tod zu gehen, um etwas Großartiges zu erreichen?

In Charlottenburg zeigt sich ein ebenso unverändertes Bild, die Waschkörbe stehen stoisch unbewegt und keine Fußspur im glatt gestrichen Sand berichtet von einem Besucher. Die Stille ist laut zu hören in meinem Ohr, unterbrochen vom Stöhnen der Arbeiter, die unter der Gluthitze leiden und denen die Vorarbeiter Befehle zurufen. Das Gebiet ist übersichtlich, niemand hätte einfach einen wertvollen Stein wegnehmen können. Die 500 Owambos, die hier arbeiteten, hatten Jahresverträge und lebten in Holsatia. Nicht mehr als ein paar einfache Baracken machte dieses Wohnhütendorf aus. In Gedanken sehe ich die Männer in ihren Behausungen abends am Feuer sitzen und kochen. Ob wohl Holz genug vorhanden war, um in den kalten Nächten in der Wüste, wo die Temperaturen bis auf 0° gehen, nicht zu frieren? Feuerholz in der Wüste war sicher eine kostbare Sache. Wer die harte Arbeit ein Jahr lang überlebte, ging mit seinem Salär nach Hause. Wer starb, wurde im benachbarten Friedhof begraben. Nichts schmückt diese letzten Ruhestädte in der Wüste. Kein Baum, kein Strauch, kein Kreuz, nicht mal ein Schatten wirft sich unter der gleißenden Sonne auf die Gräber, lediglich ein kühler Wind weht über die menschlichen Überreste. Lange habe ich mich dem Tod nicht mehr so nahe gefühlt. Es ist nicht so, dass ich mir persönlich einen Zaun um den Friedhof wünschen würde. Gerade weil keine künstlich aufrecht erhaltene Andacht von den letzten Ruhestätten ausgeht, gerade deshalb, weil diese Endstation so nackt und kahl ist, zeigt sie mir die ganze Endgültigkeit des irdischen Seins auf. Der Endlauf

des Lebens geht hier den natürlichsten Weg der Entwicklung. Gebeine und Schädel werden von Wind und Sonne vernichtend malträtirt.

Eilig saust ein schwarzer Käfer über den Sand. Leben und Tod, das ist hier so nahe beisammen. Als der Käfer bemerkt, dass ich ihm folge, gräbt er sich schnell ein. Ich denke spontan an die großen menschlichen Hoffnungen, die hier begraben liegen und die der stete Fortmarsch der Wanderdüne nun freilegt.

Während ich weiter durch die deutsche Vergangenheit streife, stecken Gäbs und Festus schon wieder ihre Nasen in die vier Tage alte Zeitung. Was gibt es denn so für Neuigkeiten, frage ich die beiden schweigsamen Männer lächelnd? Das Blatt wandert durch die offene Autoscheibe in meine Hand. Die Reportage ist interessant. Ein Mann wurde in Lüderitz überführt, als er einen Rohdiamanten mit sieben Karat verkaufen wollte. Dafür drohen dem jungen Mann nun einige Jahre seines Lebens im Gefängnis.

„Edward Bohlen“ und Kapitän Parow

Der Weg findet wieder zurück in die Dünen. Von hoch oben sind die Reste einer Teerstraße, die von Lüderitz nach Walvis Bay führen sollte, sichtbar. Die Straße sollte so erzählt Wittes das vermeiden, was wir heute tun, nämlich durch den Sand fahren. Nach 70 Kilometern Schwerarbeit wurde das Unternehmen laut Wittes wieder aufgegeben. Der fliegende Sand hatte gewonnen, die flotten Wanderdünen waren schneller und bedeckten den geteereten Abschnitt. Doch Vorsicht! Das war wieder einer der Versuche von Wittes, mich auf den Arm zu nehmen. Bei den schwarzen Streifen unter dem roten Dünen sand handelt es sich nicht um eine Teerpiste, sondern um einen Doleritgang. Der Spaß löst gerade rechtzeitig die um sich greifende Nachmittagserschöpfung auf und die Konzentration gilt dem eindrucksvollen Wrack der „Edward Bohlen“.

Die „Edward Bohlen“ wurde 1890 gebaut und hatte eine Kapazität von 2.367 Bruttoregistertonnen. Sie ist eines von vielen gestrandeten Schiffen entlang der Küste Namibias. Aber sie war das erste Schiff, das 1891 Post geliefert hat. In der damaligen Zeit an diesem Landstrich ein mit großer Spannung erwarteter Besuch. 32 Erste-Klasse- und 14 Zweite-Klasse-Passagiere fanden bequem Platz an Bord und wurden von einer 43 Mann starken Crew versorgt. Am 05.09.1909 um 6 Uhr früh lief die „Edward Bohlen“ bei dichtem Nebel auf eine Sandbank. Kapitän Johann Heinrich Ferdinand Parow, geboren am 01. März 1834 in Born auf dem Darß, hatte mit der „Bohlen“ nicht seinen ersten Schiffsunfall. Schon 1865 wollte er

mit dem Schoner „Kehrwieder“ um das Kap der Guten Hoffnung segeln. Dabei geriet er in einen kolossalen Sturm in der Tafelbucht bei Kapstadt. In diesem Sturm erlitten 19 Schiffe, darunter auch die „Kehrwieder“, Schiffbruch. Nach dem Schiffbruch war Parow Kapitän auf einem Küstenschiff und fuhr die Route zwischen Kapstadt und den westlichen Küstenhäfen. Der alte Seemann handelte auch mit Vieh und spekulierte mit Land. Parow besaß auch eine Hühnerfarm in der Nähe von Kapstadt und ließ die Tiere fleißig Eier legen. Der Stadtteil trägt heute noch seinen Namen. Die Geschichte der „Bohlen“ auf der Sandbank ist schnell zu Ende erzählt. Es wurden zwar mehrere energische Versuche unternommen, das Schiff zu bergen, aber sie schlugen fehl. Das Interieur wurde für ein Hotel in Swakopmund entnommen. Nach dem Ersten Weltkrieg diente die „Edward Bohlen“ den Arbeitern der Namaqua Diamond Company als Zuhause. Später gab sie eine spektakuläre Filmkulisse ab und dann wurde es ruhig um das Wrack. Heute hat die „Bohlen“ eine ganz ordentliche Schlagseite, wie wenn sie gerade auf einen Wellenkamm hinaufgehoben wird. Aber das Schiff liegt ruhig. Wir flanieren auf dem versandeten Schiffsdeck herum und entdecken begeistert viele Kleinigkeiten zum Fotografieren, ich achte nicht mehr darauf, wo ich hintrete. Plötzlich bricht die sandige Auflage und mein Bein streift ganz knapp an einer messerscharfen Blechkante vorbei und baumelt im Nichts.

Heute nutzen Schakale und Hyänen den rostigen Schiffskörper als Unterschlupf. Vögel platzieren ihre Nester in den unzugänglichen versteckten Winkeln. Genau unter dem Heck liegt eine mumifizierte Hyäne und mit geschlossenen Augen grinst sie mich an, ihr letztes Lächeln legt das mächtige Gebiss frei. Irgendwann wird der Rost die „Bohlen“ zersetzt haben. Ihre Geschichte wurde oft aufgeschrieben und sie wird immer wieder erzählt werden, auch wenn sie schon längst vom Horizont der Conception Bay verschwunden ist. Eisig fegt der Wind um das Wrack, die Natur ist völlig unberührt, der Himmel von Wolken verhangen.

Zweite Panne

Es ist bitterkalt, selbst das Meer rauscht abweisend heran, an ein Bad ist nicht zu denken, das Wasser ist eisig. Den Robben geht es wohl auch so. Nur wenige springen im Wasser herum, die meisten liegen am Strand, um sich aufzuwärmen. Die Robben, die hier leben, kommen aus der Antarktis und pendeln zwischen Lüderitz und Cap Cross. Viele von ihnen verhungern, da die Population zu groß ist. Zur natürlichen Auslese werden